



Klaus Martin Kopitz

## DER BRIEF AN DIE UNSTERBLICHE GELIEBTE. FAKTEN UND FIKTIONEN

Am späten Nachmittag des 4. Juli 1812, einem Samstag, geht über Prag und der umliegenden Gegend ein schweres Gewitter nieder. Blitze tauchen den Himmel in grelles Licht, Donner tobt, Wolkenbrüche verwandeln Straßen in Sturzbäche. Die deutschsprachige *Prager Oberpostamts-Zeitung* berichtet kurz darauf:

„Das hier am 4. ausgebrochene heftige Gewitter scheint sich weit verbreitet zu haben. Von mehreren Orten gehen Nachrichten von sehr starken Regengüssen ein; und hier haben wir seitdem immer trübe regnerische, kühle Witterung.“

In dieses Unwetter gerät eine aus Prag kommende Postkutsche, die zum Kurort Teplitz, einem Treffpunkt der eleganten Welt, unterwegs ist. So weltläufig und nobel der Ort ist, so schlecht sind die Wege und Chausseen, die zu ihm führen. Schon bei Sonnenschein sind sie eine Katastrophe. Bei Regen und Dunkelheit gleicht die Fahrt mitunter einem gefährlichen Abenteuer. Kurz hinter Lobositz, der vorletzten Station, auf einem unbefestigten Waldweg, versinkt die Kutsche tatsächlich im Schlamm. Als die beiden Postillionen versuchen, sie wieder herauszuziehen, bricht zu allem Unglück noch eine Achse. Sie müssen den Schaden an Ort und Stelle reparieren, nur assistiert

Teplitz, Haus „Zur goldenen Sonne“, Foto von Klaus Martin Kopitz (2014)



vom Mondschein und einer flackernden Laterne. Am 5. Juli um vier Uhr morgens, mit Sonnenaufgang, erreicht die Kutsche endlich ihr Ziel, das k. k. Postamt in Teplitz, Lange Gasse 156.<sup>1</sup>

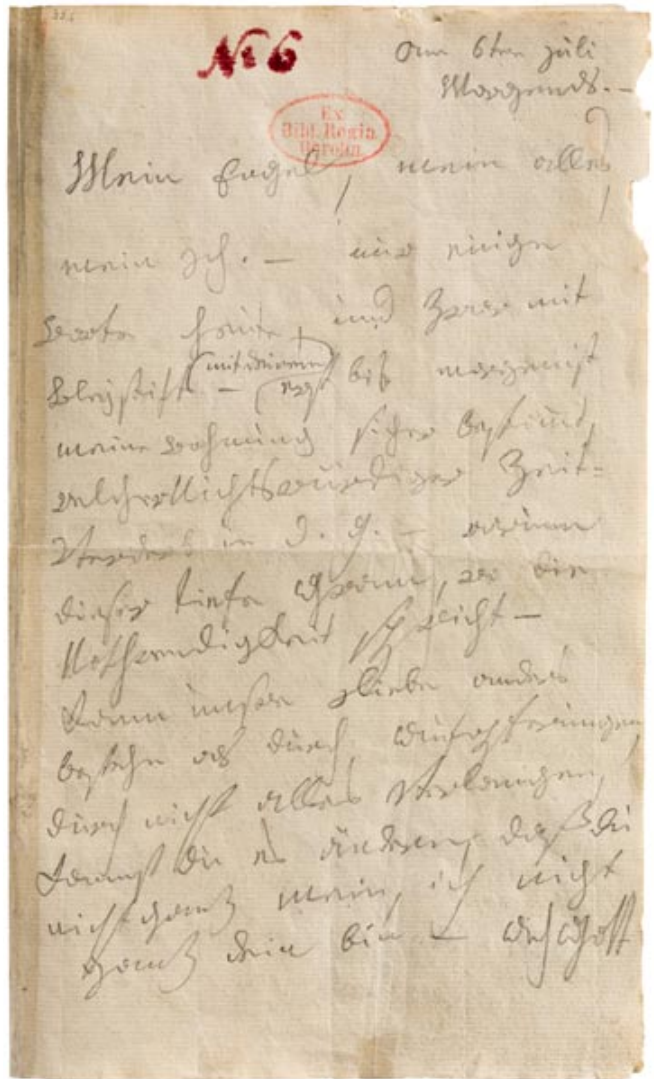
Übermüdet entsteigt dem Gefährt ein Mann mittleren Alters. Er hat sich kein Zimmer reservieren lassen, und das mitten in der Saison. Postmeister Vinzent Rauscher kann ihm fürs Erste nur eine bescheidene Privatunterkunft vermitteln, ein Zimmer in dem noch heute existierenden Haus „Zur goldenen Sonne“, Badegasse 72, Ecke Schlossplatz [Abbildung 1].

Am Montag, den 6. Juli, begibt sich der Vermieter, ein gewisser Franz Hauweisen, ins Rathaus zum örtlichen Polizeikommissär, um dort, wie es die Vorschriften verlangen, den Reisepass des neuen Gastes zu hinterlegen. Das damalige Österreich ist ein Polizeistaat, der seine Bürger diskret überwacht. Deshalb führt der Kommissär gewissenhaft ein Tagebuch besonderer Art. Das Konvolut ist auf dem Deckel mit schwungvollen Lettern bezeichnet: „Anzeigs-Protocoll der bei der Stadt Teplitz und Dorf Schönau ankommenden und abgehenden Badekurgäste“. Unter der Nr. 1387 überträgt er die Angaben Hauweisen in sein Buch, beginnend mit Namen und Beruf des Neuankömmlings: „Ludwig v. Beethoven, Kompositeur“.

Beethoven fängt an jenem 6. Juli 1812 mit der Niederschrift eines Liebesbriefes an, deren Adressatin – wie keine andere – im Leben des Komponisten eine zentrale Rolle zu spielen scheint. „Mein Engel, mein alles, mein Ich“ beginnt er und betont, dass er „mit Bleystift (mit deinem)“ schreibt, um dann fortzufahren: „erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt“. Es folgt die dramatische Schilderung:

„meine Reise war schrecklich ich kam erst Morgens 4 uhr gestern hier an, da es an Pferde mangelte, wählte die Post eine andre Reiseroute, aber welch schrecklicher Weg, auf der vorletzten Station warnte man mich bey nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das Reizte mich nur – und ich hatte Unrecht, der Wagen musste bey dem schrecklichen Wege brechen, grundloß, bloßer Landweg, ohne 2 solche Posttillione, wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben Unterwegs.“

Beethoven beschreibt der Geliebten nur den letzten Teil seiner Reise, was den Schluss zulässt: Beide haben einander erst kurz zuvor gesehen, höchstwahrscheinlich in Prag, wo Beethoven auch ihren Bleistift erhalten haben mag. Dann trennten sich ihre Wege anscheinend. Beethoven fuhr nach Teplitz, die Unbekannte nach „K.“, was Beethoven veranlasst, sich sofort nach seiner Ankunft über den Postverkehr nach „K.“ zu informieren. Die erste, niederschmetternde Information lautet: „Montags – Donnerstags – die einzigen Tage wo die Post von hier nach K. geht“.



scheinlich in Prag, wo Beethoven auch ihren Bleistift erhalten haben mag. Dann trennten sich ihre Wege anscheinend. Beethoven fuhr nach Teplitz, die Unbekannte nach „K.“, was Beethoven veranlasst, sich sofort nach seiner Ankunft über den Postverkehr nach „K.“ zu informieren. Die erste, niederschmetternde Information lautet: „Montags – Donnerstags – die einzigen Tage wo die Post von hier nach K. geht“.

Ludwig van Beethoven, Brief an die „Unsterbliche Geliebte“, Autograph, S. 1, SBB, Musikabteilung, Signatur: Mus.ep. Beethoven, L. v. 127, Fotografie von Hagen Immel



Ludwig Nohl, *Inventarium des Beethoven'schen Nachlasses soweit sich derselbe in dem Nachlass des am 16. Januar d. J. zu Bockenheim bei Frankfurt a/M. verstorbenen Professors Anton Schindler vorgefunden hat und zur Zeit in den Händen der Frau Marie Egloff geb. Schindler in Mannheim befindet. (Jetziger Besitzer dieser Sammlung Herr NOWOTNY Altrohlan und Carlsbad.)*, Carlsbad 1864,

Titelblatt

Es ist mittlerweile „Abends Montags am 6ten Juli“, wie Beethoven über dem zweiten Teil des Briefes festhält, er würde mithin erst Donnerstag abgehen. Doch bald stellt sich heraus, dass dieser Postfahrplan nur im Winterhalbjahr gilt, im Sommerhalbjahr ist es so, „daß die Post alle Tage abgeht“. Beethoven ist erleichtert. Heute wissen wir: Es war die Postkutsche von Teplitz nach Karlsbad, die im Winter nur Montag und Donnerstag fuhr.

Am 7. Juli kann Beethoven ein komfortableres Logis im Haus „Zur Eiche“ beziehen, Lange Gasse 62, unweit der Post. Zweifellos kommt er dort oft vorbei. Doch obwohl er sich intensiv mit der Frage befasst, wann der Brief abgehen und in Karlsbad eintreffen wird, gibt er ihn nicht auf die Post. Später werden ihn Freunde in seinem Nachlass finden, in einem Geheimfach. Heute wird übereinstimmend angenommen, dass die in dem Brief beschworenen Hindernisse, die sich den Liebenden entgegen stellten, darin bestanden, dass die Unbekannte verheiratet war. Obendrein war sie wahrscheinlich nicht allein nach Karlsbad gereist, sondern in Begleitung ihres Mannes. Einer verheirateten Frau, die mit ihrem Mann oder gar ihrer Familie unterwegs ist, einen intimen Brief zukommen zu lassen, ist fast unmöglich. Auch Beethoven erkennt das vermutlich. Das Risiko, sie damit zu kompromittieren, indem noch weitere Personen ihn lesen, ist zu groß.

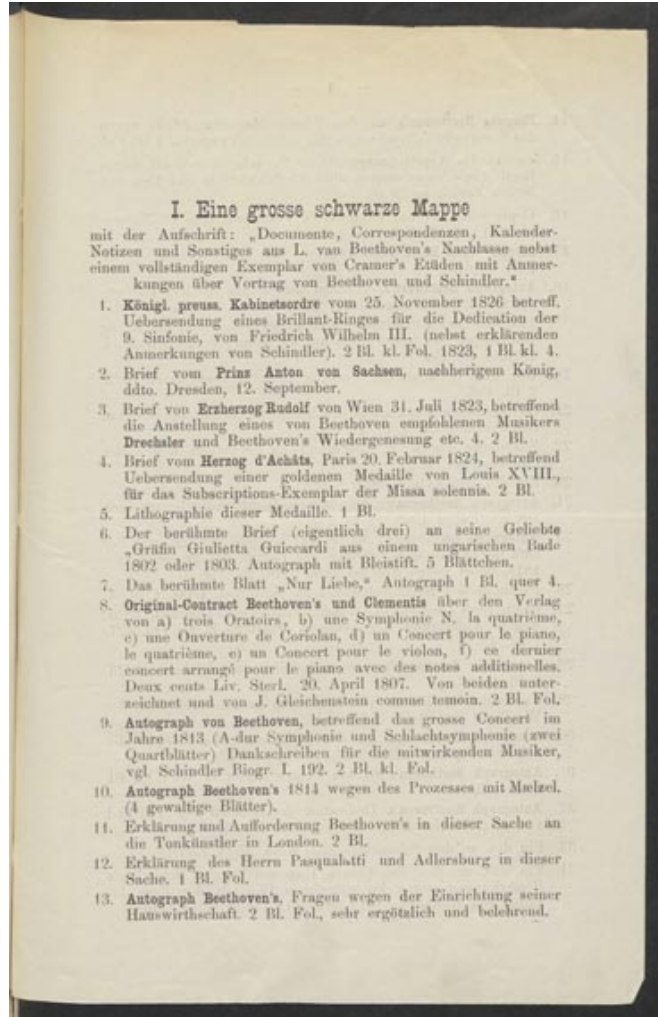
Beethovens heimliche Beziehung hatte andererseits ein Stadium erreicht, in dem eine Entscheidung unumgänglich geworden war. Der Brief bringt das sehr deutlich zum Ausdruck, etwa in der Forderung: „mache daß ich mit dir leben kann“. Aber ist ein Brief eine Lösung? Selbst wenn Beethoven ihn abgesandt und nur die Unbekannte ihn gelesen hätte, allein für sich – er hätte nichts geändert. Eine Lösung ließ sich eher durch ein Gespräch erreichen, ein womöglich schmerzhaftes, aber in jedem Fall ehrliches und offenes Gespräch, und zwar nicht nur mit der Geliebten, sondern am besten auch mit deren Ehemann, der womöglich schon etwas ahnte.

Wir wissen nicht, ob Beethoven solche Gedanken bewegten – aus dem Brief geht das nicht hervor –, aber wir wissen, dass er in der Tat handelte. Der gleichfalls in Teplitz weilende Goethe, mit dem Beethoven einige denkwürdige Begegnungen hatte, schreibt am 27. Juli 1812 an seine Frau: „Es ist Herr von Beethoven von hier auf einige Tage nach Karlsbad gegangen“. Am 31. Juli wird er dort polizeilich registriert und bezieht ein Zimmer im Gasthaus „Zum Auge Gottes“, auf der Wiese 311, das später zum „Grandhotel Pupp“ umgebaut und erweitert wurde, bekannt aus mehreren Filmen, etwa dem James-Bond-Streifen *Casino Royale* (2006). Es ist anzunehmen, dass es dort zu Gesprächen kommt. Bekannt ist nur das Ergebnis: Beethoven bleibt den Rest seines Lebens allein.

Der berühmte dreiteilige Liebesbrief war nach seiner Entdeckung viele Jahre im Besitz von Anton Schindler (1795–1864), der ihn in seiner Beethoven-Biographie 1840 erstmals veröffentlichte. Schindler hielt ihn für so bedeutsam, so wertvoll, dass er ihn 1845, als die Königliche Bibliothek seine Beethoven-Sammlung aufkaufte, zurückbehielt, zusammen mit anderen Dokumenten und Reliquien, von denen er sich ebenfalls nicht trennen mochte. 1862 wollte er diese zweite Sammlung zwar gleichfalls der Berliner Bibliothek überlassen,<sup>2</sup> doch kam es zu keiner Einigung. Nach Schindlers Tod erbte sie dessen Schwester, die Sängerin Marie Egloff in Mannheim.<sup>3</sup> Als diese 1877 alles zum Verkauf anbot<sup>4</sup> und die Gefahr bestand, dass die Sammlung zerstreut würde, erwarb sie für 6.300 Reichsmark der Fabrikant August Nowotny, Inhaber der Porzellanfabrik Altrohlau bei Karlsbad. Sein Name wird bereits 1864 auf dem Titelblatt des Katalogs genannt, den der Beethoven-Forscher Ludwig Nohl (1831–1885) anfertigte.<sup>5</sup> Am 15. Mai 1880 wandte sich Nowotny dann an die Königliche Bibliothek in Berlin und bot ihr die Schätze erneut an.<sup>6</sup> [Abb. 3 und 4] Bibliotheksdirektor Karl Richard Lepsius (1810–1884) gelang es diesmal, Schindlers zweite Beethoven-Sammlung noch im selben Jahr für Berlin zu erwerben. Nur die Reliquien gelangten durch Vermittlung von Joseph Joachim (1831–1907) ins 1893 eröffnete Bonner Beethoven-Haus.

Der zehnzeilige, vollständig mit Bleistift geschriebene Brief, von Schindler auf der ersten Seite (mit roter Tinte) als „N<sup>o</sup> 6“ bezeichnet, trägt heute die Signatur *Mus.ep. Beethoven, L. v. 127*. Es sind zwei Doppelblätter im Format 200 x 238 mm und ein Einzelblatt im Format 201 x 119 mm. Das Wasserzeichen besteht aus einem gekrönten Posthornschild und den Buchstaben D B in Spiegelschrift. Als Gegenmarke enthält das Einzelblatt ein Wasserzeichen mit den Buchstaben A F.<sup>7</sup> Dieser Befund ist entscheidend für die Datierung – bei Beethoven fehlt die Jahreszahl –, denn Briefpapier dieser Art hat er nachweislich nur 1812 verwendet. Zu erkennen ist darüber hinaus, dass der Brief ursprünglich mehrfach gefaltet war. Vermutlich hat Beethoven selbst diese Faltung vorgenommen, damit er in das besagte Geheimfach passt, in dem er nach dem Tode des Komponisten entdeckt wurde. Heute verwahrt ihn die Berliner Staatsbibliothek in einer weißen Schatulle.

Generationen von Forschern haben sich um eine Identifizierung der Unsterblichen Geliebten bemüht –



meist vergeblich. Kaum war eine bestimmte These aufgestellt, wurde sie schon widerlegt und durch eine neue ersetzt. Manche waren reine Spekulation, etwa die erste, von Schindler in die Welt gesetzte, der behauptete, Beethoven habe den Brief 1801 an seine Klavierschülerin Giulietta Guicciardi (1782–1856) geschrieben, die Widmungsempfängerin der *Mondschein-Sonate* op. 27 Nr. 2. Mitunter standen sich Forscher auch selbst im Weg, wie der französische Literaturnobelpreisträger Romain Rolland (1866–

Ludwig Nohl, *Inventarium des Beethoven'schen Nachlasses* [...], Karlsbad 1864, S. [3]. Der Brief ist hier unter Nummer 6 verzeichnet. Anton Schindler hatte behauptet, Beethoven habe den Brief 1801 an seine Klavierschülerin Giulietta Guicciardi (1782–1856) geschrieben.

Josephine Gräfin Deym,  
Reproduktion einer anonymen  
Miniatur,  
Beethoven-Haus Bonn, Signatur:  
B 475



1944), der Beethoven in seinen Büchern zu einem Helden stilisierte. Für Rolland war es undenkbar, dass eine solch epochale Gestalt ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau gehabt haben könnte. Er war fest davon überzeugt, dass Beethoven den Brief an die unverheiratete Gräfin Therese Brunsvik (1775–1861) schrieb,<sup>8</sup> auch wenn es dafür keinerlei Indizien gibt.

Seit der bahnbrechenden Arbeit von Harry Goldschmidt<sup>9</sup> werden als Adressatin nur noch zwei Frauen ernsthaft in Erwägung gezogen – beide verheiratet. Bei der ersten handelt es sich um Josephine von Stackelberg geb. Gräfin Brunsvik (1779–1821), Thereses Schwester, in erster Ehe mit dem Grafen Joseph Deym (1752–1804) verheiratet.<sup>10</sup> [Abb. 5] Nach dessen Tod richtete Beethoven mehrere Liebesbriefe an die junge Witwe, gab aber seine Bemühungen auf, nachdem sie ihm im Winter 1806/07 hatte wissen lassen: „das Vergnügen Ihres Umgangs, hätte der schönsten Schmuck meines Lebens seyn können liebten Sie mich minder sinnlich.“<sup>11</sup> Dies begrub alle Hoffnungen auf ein gemeinsames, erfülltes Leben. Etwa im Herbst 1807 wurden „zufolge Drängens der Familie Brunsvik die Beziehungen zwischen Josephine Deym und Beethoven abgebrochen.“<sup>12</sup> Es gibt keinen konkreten Hinweis darauf, dass beide sich danach noch einmal begegneten, ebenso wenig, dass Josephine im Juli 1812

nach Prag und Karlsbad reist. Sie steht zu dieser Zeit gerade vor den Trümmern ihrer zweiten Ehe mit Christoph von Stackelberg (1777–1841), der Frau und Kinder verlassen hat. Es fällt schwer, den Verfechtern der Josephine-These zu folgen, die argumentieren, es gäbe zumindest psychologische Gründe für die Annahme, der Brief sei an sie gerichtet, denn Josephine wäre in diesem Sommer „frei“ für Beethoven gewesen. War sie das nicht viel mehr nach dem Tode ihres ersten Mannes? Die Wahrheit ist wohl, dass sie den Künstler Beethoven verehrte, den Mann aber nicht zu lieben vermochte. Warum sollten sich ihre Gefühle plötzlich geändert haben, zumal sie zu dieser Zeit gänzlich andere Sorgen hat? Schon unter psychologischem Aspekt funktioniert diese These nicht, ganz zu schweigen von den fehlenden Belegen.

Im Übrigen war Beethoven keineswegs untröstlich, nachdem Josephine sich von ihm zurückgezogen hatte. Schon bald darauf traten andere Frauen in sein Leben, die Pianistin Marie Bigot geb. Kiené (1786–1820), die Sängerin Elisabeth „Elise“ Röckel (1793–1883),<sup>13</sup> die Kaufmannstochter Therese Malfatti (1792–1851) und im Mai 1810 Bettina Brentano (1785–1859).

Die zweite These, die auch Goldschmidt ausführlich darstellt, stammt von dem New Yorker Musikwissenschaftler und Produzenten Maynard Solomon, dem Gründer des Labels Vanguard Records, das politisch engagierte Künstler wie Joan Baez, Paul Robeson und Pete Seeger international bekannt machte. Seine erstmals 1972 publizierten Überlegungen basieren nicht auf Spekulationen, sondern auf intensiver Forschung,<sup>14</sup> vor allem auf einer Auswertung der Fremdenlisten der *Prager Oberpostamts-Zeitung* sowie der polizeilichen Meldeprotokolle und Kurlisten von Tepplitz und Karlsbad. Als Adressatin des Briefes konnte er auf diese Weise die gebürtige Wienerin Antonie Brentano geb. Edle von Birckenstock (1780–1869) identifizieren, ab 1798 Gattin des Frankfurter Kaufmanns Franz Brentano (1765–1844). [Abb. 6]

1809, kurz vor dem Tode ihres Vaters – die Mutter war schon früher gestorben – zieht Antonie wieder nach Wien, in die bald darauf leerstehende Birckenstock-Villa, Erdberggasse 98, um die umfangreiche, wertvolle Kunstsammlung des Vaters zu katalogisieren und zu verkaufen, was sich aus unbekanntem Gründen mehrere Jahre hinzieht. Antonies erste Begegnung mit Beethoven erfolgt Ende Mai 1810, als



Antonie Brentano, 1808, Gemälde von Joseph Karl Stieler (1781–1858), Öl auf Leinwand, 67 x 53 cm, Inv.Nr. BH-FDH-IV-2014-21 © Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum (Brentano-Haus Oestrich-Winkel)

ihre Schwägerin Bettina sich für vier Wochen in Wien aufhält, bei Antonie wohnt und eines Abends Beethoven mitbringt, wenige Tage vor ihrer Abreise nach Berlin am 3. Juni. Schnell entwickelt sich eine intensive Beziehung. „Beethoven ist mir einer der liebsten Menschen geworden“, schreibt Antonie am 11. März 1811 an Bettina. „Er besucht mich oft, beinahe täglich, und spielt dann aus eignen Antrieb“.<sup>15</sup> Franz, ihren Mann, der weiterhin in Frankfurt lebt und arbeitet, sieht sie dagegen kaum noch. Von Beethoven erhält sie sogar das Autograph seines Liedes *An die Geliebte* WoO 140 (zweite Fassung), kompo-

niert im Dezember 1811, auf dem sie vermerkt: „Den 2<sup>ten</sup> März 1812 mir vom Author erbethen“.<sup>16</sup>

Doch im Mai/Juni 1812 beschließt Franz Brentano, seine Frau zu besuchen und den Sommer mit ihr in Karlsbad zu verbringen. Am 1. Juli, um zwei Uhr früh, reisen beide aus Wien ab, am 3. Juli treffen sie in Prag ein und steigen im Hotel „Rotes Haus“ in der Jesuitengasse 147 ab. Wie könnte Antonie erfahren haben, dass auch Beethoven zufällig in der Stadt ist? Ganz einfach: Es steht am 3. Juli in der *Prager Oberpostamts-Zeitung*, dem offiziellen Amtsblatt für Böh-



Anton Pucherna (um 1765–?), Haus „Zum Auge Gottes“, gegenüber der Karlsbrücke, Karlsbad, Aquatinta nach einer Zeichnung von Karel Postl (1796–1818)

men, ebenso seine Unterkunft, das Hotel „Schwarzes Ross“ in der Alten Allee. Die Zeitung liegt in jedem besseren Hotel aus. Aber könnte Antonie ihre Familie auch einige Stunden allein gelassen haben, um ihn aufzusuchen? „Mache zuweilen Abendspaziergänge“ notierte sie einmal in ihrem Tagebuch.<sup>17</sup> Franz hätte somit keinen Verdacht geschöpft, wenn sie einen solchen auch in Prag unternommen hätte. Am Morgen darauf, um sechs Uhr früh, verlässt sie die Stadt. Am 5. Juli erreicht sie Karlsbad, wo sie im „Auge Gottes“ Quartier bezieht – zusammen mit ihrem Mann, der sechsjährigen Tochter Fanny (1806–1837) und deren Kindermädchen. [Abb. 7]

Dreieinhalb Jahre später, am 6. Februar 1816, erinnert sich Beethoven in einem wehmütigen Brief, den er an seine „verehrte Freundin“ Antonie Brentano schreibt, die längst wieder bei ihrem Mann in Frankfurt lebt, „daß ich die Stunden, welche ich in ihrer beyderseitigen Gesellschaft zubrachte, als die mir unvergeßlichsten mir gern zurückrufe.“<sup>18</sup> Das dürfte sich auf die Tage in Karlsbad beziehen, an die sich noch ein gemeinsamer Aufenthalt in Franzensbad anschloss, im Gasthof „Zu den zwei goldenen Löwen“, Kaisergasse 7. Heute trägt er eine Gedenktafel, die an Beethoven erinnert. Danach trennten sich ihre Wege für immer.

Dafür wurde die Beziehung in den folgenden Jahren auf einer anderen, gleichsam „spirituellen“ Ebene fortgesetzt. Franz Brentano gewährte dem Komponisten 1813/14 ein großzügiges Darlehen, das dieser nie vollständig zurückzahlte, und Antonie

Brentano war es, die 1820 das berühmte Beethoven-Porträt von Joseph Karl Stieler (1781–1858) in Auftrag gab, das Beethoven sehr familiär zeigt, im Morgenmantel, das *Credo* der *Missa solennis* in der Hand. Aus der Ferne engagierte sich Antonie auch für die Erziehung von Beethovens Neffen Karl (1806–1858). 1823 widmete ihr Beethoven wiederum zwei seiner bedeutendsten Klavierwerke, die letzte *Klaviersonate c-Moll* op. 111 und die *Diabelli-Variationen* op. 120.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. *Tabellarische Anzeige aller in der Badestadt Töplitz befindlichen Häuser, mit Bemerkung ihrer Nummern; der Gassen, in welchen sie liegen; nebst der Benennung ihrer Schilder, der Nahmen ihrer Besitzer, und der Zahl der in jedem Hause befindlichen vermietbaren Zimmer, Kammern und Stallungen. Zum Behuf der Badegäste*, Dresden 1811. Exemplar in der Staatsbibliothek zu Berlin – PK (künftig SBB), Kartenabteilung, Signatur: (S) X 38880.
- 2 „Berlin. (Beethovens Nachlass.)“, in: *Niederrheinische Musik-Zeitung*, Jg. 10, Nr. 20 vom 17. Mai 1862, S. 160.
- 3 *Signale für die musikalische Welt*, Jg. 22, Nr. 16 vom 18. März 1864, S. 242: „A. Schindler's Nachlaß, in welchem sich noch Vieles von Beethoven vorfinden soll, unter andern eine Stutzuhr, sein Stock, die Brille, vielfache Scripturen, Literalien sowohl als Briefe, Notizen, Correcturen etc. ging in den Besitz einer in Mannheim lebenden Schwester Schindlers über.“
- 4 Vgl. „Beethoven-Reliquien“, in: *Die Gartenlaube*, 1877, Nr. 27, S. 466.
- 5 Ludwig Nohl, *Inventarium des Beethoven'schen Nachlasses soweit sich derselbe in dem Nachlass des am 16. Januar d. J. zu Bockenheim bei Frankfurt a/M. verstorbenen Professors Anton Schindler vorgefunden hat und zur Zeit in den Händen der Frau Marie Egloff geb. Schindler in Mannheim befindet. (Jetziger Besitzer dieser Sammlung Herr NOWOTNY Altrohlaue und Karlsbad.)*, Karlsbad 1864. Der Katalog umfasst 16 Seiten, der Brief ist gemäß Schindlers Nummerierung unter „Nr. 6“ verzeichnet.
- 6 SBB, Handschriftenabteilung, Acta III H betr. die Erwerbung des Beethovens'schen musikalischen Nachlasses 1843–1846 ff., Nr. 1284.
- 7 Eine detaillierte Quellenbeschreibung bietet Sieghard Brandenburg, *Beethoven. Der Brief an die Unsterbliche Geliebte. Faksimile der Handschrift mit Übertragung und Kommentar*, Bonn 2001.
- 8 Romain Rolland, *Beethovens Meisterjahre. Von der Eroica bis zu Appassionata*, Berlin 1952.
- 9 Harry Goldschmidt, *Um die Unsterbliche Geliebte. Eine Bestandsaufnahme*, Leipzig 1977.
- 10 Damit befasste sich insbesondere Marie-Elisabeth Tellenbach, *Beethoven und seine „Unsterbliche Geliebte“ Josephine Brunswick. Ihr Schicksal und der Einfluß auf Beethovens Werk*, Zürich 1983. – Weitere Vertreter dieser These waren die kanadische Musikwissenschaftlerin Rita Steblin und der Hobbyforscher John E. Klapproth

- aus Neuseeland, die diesbezügliche Aufsätze und Bücher veröffentlichten.
- 11 BGA, Band 1, Brief Nr. 265, Wien, vermutlich Winter 1806/07.
  - 12 La Mara, *Beethoven und die Brunsviks. Nach Familienpapieren aus Therese Brunsviks Nachlaß*, Leipzig 1920, S. 62 f.
  - 13 Ihre Beziehung zu Beethoven ist in der älteren Literatur kaum beachtet worden; vgl. Klaus Martin Kopitz, „Beethovens ‚Elise‘ Elisabeth Röckel. Neue Aspekte zur Entstehung und Überlieferung des Klavierstücks WoO 59“, in: *Die Tonkunst*, Jg. 9, Nr. 1 vom Januar 2015, S. 48–57.
  - 14 Maynard Solomon, „New Light on Beethoven’s Letter to an Unknown Woman“, in: *The Musical Quarterly*, Jg. 58, Nr. 4 (Oktober 1972), S. 572–587. – Um zusätzliche Quellen vermehrt bei Maynard Solomon, „*Antonie Brentano and Beethoven*“, in: ders., *Beethoven Essays*, Cambridge (Mass.) 1988, S. 166–189, Anm. S. 335–340. – Vgl. auch Maynard Solomon, *Beethoven*, 2nd, revised edition, New York 1998, S. 207–246.
  - 15 Vollständiger Abdruck bei Klaus Martin Kopitz, „Antonie Brentano in Wien (1809–1812). Neue Quellen zur Problematik ‚Unsterbliche Geliebte‘“, in: *Bonner Beethoven-Studien*, Band 2 (2001), S. 115–146, hier S. 128 f. – Nachdruck in *Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen*, hg. von Klaus Martin Kopitz und Rainer Cadenbach unter Mitarbeit von Oliver Korte und Nancy Tanneberger, München 2009, Band 1, S. 99 f.
  - 16 Heute Paris, Bibliothèque nationale, Signatur: Ms 31.
  - 17 Maria Andrea Goldmann, „Antonia Brentano, die Frau Schöff“, in: dies., *Im Schatten des Kaiserdomes. Frauenbilder*, Limburg 1938, S. 69–163, hier S. 103.
  - 18 BGA, Band 3, Brief Nr. 897, Wien, 06.02.1816.